



[Nochdruck verboten.]

Herbstblüthe.

2) Roman von Clarissa Lohde.

Für die Welt war es ſelbſtverſtändlich, daß Ottomar nach Athen gehen würde; er ſelbſt hatte lange geſchwankt und erſt ganz kürzlich ſich zur Genugthuung ſeiner Eltern zu der Reiſe entſchloſſen. Ottomar Gersdorf war in ſeiner äußeren Erſcheinung ganz das Ebenbild der Mutter und hatte daher auch die Familienähnlichkeit mit dem Präſidenten. Nur waren ſeine Züge kräftiger geſchnitten und eine große Feſtigkeit ſprach aus den Linien um ſeinen Mund, der ſonſt ſehr wohlgeformt war und wenn er lächelte, etwas ungemein Gewinnendes hatte.

Bei der Frage des Präſidenten hatte Ottomar aufgeblüht, überließ jedoch der Mutter die Antwort, die leiſtlich ſagte:

„Nun, wie es ſo kommt, Robert. Wir haben lange in einem Hauſe gewohnt, und Ottomar iſt mit dem Mädchen ſozuſagen aufgewachſen.“

„Om, hm“, machte der Präſident; „also ſo eine Art Jugendliaiſon mit der reizenden Elli oder beſſer Leonore; denn ich vermuthete doch, daß ſie auf den Namen „Elli“ nicht getauſt worden iſt. Eine ſchlechte Mode übrigens, unſere ſchönen deutſchen Namen ſo zu verumſtalten.“

„Keine Liaiſon, lieber Onkel“, warf Ottomar mit feſter Stimme, ſich verbeugend, ein.

„Wir, Elli und ich, haben uns miteinander verſprochen. Ich wollte Dir das eigentlich ſchon mittheilen, ehe Du ſie perſönlich kennen lerneſt; aber Mama meinte, es wäre beſſer, Du ſäheſt ſie zum erſten Mal ganz unbefangen.“

„Und wie hat ſie Dir gefallen?“ fragte die Profeſſorin, ihren Bruder mit forſchendem Blicke muſternd: „Ich bemerkte wenigſtens, daß Du Dich ſehr lebhaft mit ihr unterhielteſt.“

„Geſallen?“ meinte der Präſident und ſtüzte den Kopf in die Hand, während ein jugendliches Leuchten in ſeine Augen trat. „Bei einem Mädchen wie dieſer Elli kann man eigentlich nicht von gefallen ſprechen. Sie gehört nicht zu den weiblichen Erſcheinungen, die blenden, ja ſie iſt kaum beſonders hübſch zu nennen; aber ſie hat etwas, was mehr werth iſt, als das Alles, eine innere Anmuth, die ihr ganzes Weſen durchleuchtet. Solche weiblichen Naturen ſind nicht für die große Welt geſchaffen; aber wo ſie verwandten Empfindungen begegnen, ſeffeln ſie und nehmen unbedingt Beſitz vom ganzen Menſchen.“

Er hatte das mehr für ſich als für ſeine Zuhörer geſprochen. Ottomar hörte ihm mit ſichtlich ſteigendem Erſtaunen zu.

„Wie Du ſie erkannt haſt, Onkel, und doch vielleicht nicht in ihrem ganzen Werth, wie ich ſie kenne.“

„In der That, ein ſehr braves Mädchen“, fügte der Profeſſor beſtätigend hinzu. „Der arme Rath hat bei der großen Familie und dem ſchmalen Gehalt oft mit Sorgen zu kämpfen. Da ſcheut ſich das tapfere Kind nicht, mitzuverdiene. Sie hat einen Kursus in der Kunſtſchule durchgemacht und malt nun für Geld allerhand hübſche Niedlichkeiten. Die Bekannten unterſtützen ſie denn auch, indem ſie fleißig bei ihr beſtellen.“

„Sehr gut, ſehr gut“, ſagte der Präſident, „und doch —!“ „Du haſt etwas gegen ſie einzuwenden?“ fragte die Profeſſorin lebhaft.

„Gegen ſie nichts, gegen die Heirath vielleicht noch ſo Manches.“

Ottomar bog ſich in ſeinem Stuhl zurück und zog die Stirn kraus

„Und aus welchen Gründen, wenn ich fragen darf?“ „Ich könnte antworten, weil ſie gänzlich vermögenslos iſt, und auch Du nicht zu den Kräuſen gehörſt. Aber das iſt es nicht.“

„Das nicht?“ fuhr die Profeſſorin auf. „Also noch etwas Anderes? O, ich ahne es wohl, Du kannſt Dir denken, Robert daß ich immer gegen dieſe Heirath geweſen bin; Ottomar aber wollte nicht hören, und Du kennſt ihn, wenn er etwas will.“

„Ich hätte wirklich gedacht“, unterbrach Ottomar jetzt den Redeſtuß der Mutter, „Du würdeſt eine Wahl nach dem Herzen gutheiken und ſie verſtehen!“

„Gewiß verſtehe ich ſie“, ſagte der Präſident nun dem Neffen freundlich. „Bin ich doch ſelbſt bei der Wahl meiner Gattin mir dem Herzen gefolgt, wenn auch die Vorſehung wollte, daß meine Braut ſie mir neben ihrer Perſönlichkeit auch noch irdiſcher Schätze Fülle mitbrachte. Aber hier liegt die Sache anders. Man ſpricht, um offen zu ſein, nicht beſonders gut von der Familie Bobin.“

„Siehſt Du wohl“, rief die Profeſſorin mit einem langen vorwurfsvollen Blick auf ihren Sohn. „Ich habe das immer gefagt und bin nun doppelt froh, daß Elli auf Deinen Vorſchlag, die Lehrerſtelle am Gymnaſium anzunehmen und ſogleich zu heirathen, nicht einging, und auch auf die Veröffentlichung der Verlobung verzichtete.“

„Auf Deinen beſonderen Wunſch, Mama“, entgegnete Ottomar, „und weil wir der öffentlichen Verlobung entrather können, da wir einander ohnedem treu bleiben werden.“

„Also ſo weit iſt es ſchon gediehen“, ſagte der Präſident, den Kopf ſchüttelnd. „Das bebaue ich aufrichtig!“

„Uns Himmels willen, ſo ſprich Dich doch nur aus, was iſt denn mit den Bobins?“ forſchte die Profeſſorin erregt.

„Liegt etwas Beſonderes gegen den Bobin vor?“ fragte nun auch ihr Gatte. „So wenig angenehm mir der Mann auch ſiets geweſen iſt, hielt ich ihn doch für durchaus ehrenhaft.“

„Das will ich auch hoffen“, entgegnete der Präſident. „Es ſind überhaupt nur Gerüchte biſher, auf die vielleicht nicht viel zu geben iſt, wenn ich auch zugeben muß, daß mir der Rath einen durchaus ungünſtigen Eindruck gemacht hat.“

„Ein ſtarrer Charakter jedenfalls und etwas brutal. Und die Frau, — die gefällt mir noch weniger. Sie ſcheint mir dumm und eitel und gar zu ſehr und deutlich beſiſſen, ihre Töchter unter die Haube zu bringen. So bin ich eigentlich geneigt, dieſen üblen Gerüchten Glauben zu ſchenken; und da wäre es mir natürlich ſehr peinlich, wenn der Rath ſozuſagen in ein verwandtschaftliches Verhältniß zu mir träte.“

„Aber Onkel“, warf Ottomar ein, „angenommen, es iſt wahr, was Du gehört haſt, und ich will Deinem Urtheil über Bobin und ſeine Frau ſogar zuſtimmen; denn auch mir ſind ſie nicht angenehm; aber was kann Elli dafür? Sie iſt eine Ausnahme in ihrer Familie, eine Perle, die beſo herrlicher glänzt, je dunkler die Faſſung iſt, in der ſie ruht.“

Er hatte mit Begeiſterung geſprochen. Der Onkel ſtimmte ihm freundlich zu:

„So erſchien ſie mir heute auch. Und dennoch bleibe ich dabei und warne Dich, dieſe Perle Dir zu eigen zu machen. Du ſiehſt noch nicht ſo frei da, um nach der Welt nicht fragen zu dürfen, und die Welt würde ihre dunkle Faſſung nie vergeſſen. Und was vielleicht noch ſchlimmer für Dich, für ſie wäre auch Du würdeſt und könnteſt ſie nicht vergeſſen, denn durch ſie würden Dir in Deiner Karriere Hinderniſſe ohne Zahl entſtehen; und bis die Welt dazu käme, darüber hinwegzuſehen, wäret Ihr

„beide alt geworden, gebrochen vielleicht durch den Kampf des Lebens, beide elend!“

Ottomar schob seinen Stuhl zurück, es hielt ihn nicht mehr auf seinem Sitze.

„Ich hätte Dich nicht für einen solchen Bestimmten gehalten, Onkel,“ sagte er und trat an's Fenster, mit heißem Auge in das regenschwere Dunkel der Nacht schauend.

Auch der Präsident erhob sich jetzt. Die Professorin drückte ihm lebhaft die Hand und jagte leise:

„Wie ich Dir danke, Robert; Du hast mir ganz aus der Seele gesprochen.“

Auch der Professor drückte dem Schwager die Hand:

„Ich will hoffen, Robert, daß Deine Warnung nicht ungehört verhallt.“

„Das hoffe ich auch,“ sagte der Präsident. „Doch brechen wir davon ab. Es ist Zeit, daß man heim und zur Ruhe geht. Wann reiseft Du, Ottomar?“

„Morgen Abend, Onkel, wenn nichts dazwischen kommt.“

„Sehe ich Dich noch?“

„Ich werde morgen bei Dir noch vorsprechen, um Dir Lebewohl zu sagen.“

Er sah auffallend bleich aus, sprach aber völlig ruhig, ohne seine Gemüthsbewegung zu verrathen. Eben so ruhig nahm er die Lampe und geleitete den Onkel die Treppe hinunter bis zur Droschke. Aber kein Wort wurde zwischen den Beiden gewechselt, und als Ottomar zurückkehrte, bot er den Eltern nur kurz gute Nacht und zog sich sogleich in sein Zimmer zurück.

3.

„Wie trübseelig Du wieder aussiehst,“ sagte die schlanke blonde Lena, die zweite Tochter des Rathes Bodin, als der Vater das Zimmer verlassen hatte und sie sich eben daran machte, das Kaffeegeschirr vom Frühstückstische abzuräumen.

„Laß ihn fahren, den Ottomar, das ist das Klügste, was Du thun kannst.“

„Bah,“ stimmte nun auch die jüngste, die kleine zierliche Ottilie in tragisch affektirtem Tone zu, „die Männer sind nicht eine Thräne von Mädchen wie wir werth! Hab' ich nicht recht, Mama?“

Ottilie, gewöhnlich Otti genannt, war trotz ihrer siebenzehn Jahre noch immer der vorlaute naive Backfisch geblieben; aber es stand ihr gut. Sie hatte am letzten Abend in der Gesellschaft bei Professor Gersdorff mit ihrem urwüchsigem Humor viel Beifall bei der jungen Männerwelt eingeerntet und war deshalb über die Mägen heiter gestimmt.

Die Rätthin, eine große schlanke, blonde Frau mit regelmäßigen, aber charakterlosen Zügen, der die zweite Tochter Lena wie aus den Augen geschnitten war, schaute von der Zeitung, in der sie gelesen hatte, jetzt nach Elli hin, die schweigend sich erhoben hatte, um beim Abdecken des Tisches mit behilflich zu sein.

Elli war, wie der Präsident sich gestern richtig geäußert hatte, eigentlich nicht hübsch zu nennen; ja, ihre beiden Schwestern waren unbedingt hübscher als sie. Dennoch stach sie von ihnen ab wie eine königliche Aiste von gewöhnlichen Zierblumen. So stolz trug sie die zarte schlanke Gestalt, und doch so einfach und bescheiden. Jede Bewegung zeigte von Anmuth, und schön, wirklich schön waren ihre großen, grauen Augen, so klar und tief zugleich, als konnte man durch sie in ihre Seele hineinschauen, in eine reine, von keinem Hauch der Eitelkeit, der Sünde getrübt Seele, in der nur schöne und gute Gedanken wohnten. Und schön war auch ihr üppiges aschblondes Haar, das sie am Hinterkopf in einem einfachen griechischen Knoten geschlungen trug.

„Otti hat Recht,“ sagte nun die Rätthin; „ich begreife Dich auch nicht, Elli, daß Du noch immer an dem Ottomar so hängst. Meinte er es ernst mit Dir, so hätte er die Stelle am Gymnasium angenommen, dann hättest Ihr Euch in wenig Monaten schon heirathen können.“

Elli warf der Mutter einen bittenden Blick zu, in dem deutlich zu lesen war: Sage nichts weiter, schone mich ich, leide ja schon genug! Aber dieser Blick blieb unbemerkt.

„Nebrigens,“ fuhr die Rätthin fort, „glaube nicht, Elli, daß ich sehr unzufrieden damit bin, wie es gekommen ist. Wir behalten Dich noch sehr gerne im Hause, der Vater und ich. Deine Schwestern sind noch viel zu jung und unerfahren, und ich wüßte nicht, wer so gut wie Du die Wirthschaft besorgen und die Toiletten anständig herstellen könnte von so Wenigem; denn der Vater hält uns über die Maßen knapp.“

„Er giebt so viel, als er als ehrlicher Mann geben kann,“ warf das Mädchen ernst ein.

„Das heißt, er spart für Euch,“ widersprach die Rätthin. „Wenn nach ihm ginge, würden wir alle still zu Hause sitzen; Ihr würdet Euch wie die Mägde kleiden und womöglich, wie Elli selbst, etwas verdienen müssen. Ja, so wäre es, daß es anders ist, das erkaufe ich Euch mit Opfern, die —“

Sie stockte plötzlich, denn Elli's Blick traf sie so ernst, so traurig, daß sie, ohne den Satz zu vollenden, abbrach.

Sie griff von Neuem nach der Zeitung, schien aber die Aufmerksamkeit verloren zu haben; denn ihre Augen flogen jede Minute wieder nach dem Tische, an dem ihre Töchter noch immer ordnend beschäftigt waren.

„Und was ich Dir noch sagen wollte, Elli,“ hub sie nach kurzer Pause das Gespräch von Neuem an, „auf den reichen Onkel, die viel gewiesene Stütze der Familie, den Präsidenten von Werthern, braucht der Ottomar auch nicht so sehr zu hoffen. Die Frau Professor Erdmann, die mit den Familienverhältnissen der Gersdorffs sehr vertraut ist, rechnete mir gestern vor, daß der Präsident außer der Professorin noch zwei verheirathete Schwestern und einen Bruder mit zahlreicher Familie habe, die alle auf die Erbschaft spekuliren; und wäre er so reich, wie man sagt, so geht das Vermögen doch einmal in so viele Theile, daß auf den Einzelnen wenig kommt. Und wer steht außerdem dafür, daß der Präsident nicht noch einmal heirathet? Er ist noch ein stattlicher Mann und bei seiner Stellung braucht er nur die Hand auszustrecken, wohin er will, den nimmt noch die Jüngste.“

Otti fing laut zu lachen an: „Du bist spaßhaft, Mama. Der alte Mann und noch heirathen?“

„Und wenn er Dich wollte, Otti, hättest Du sicher nichts Klügeres zu thun, als „ja!“ zu sagen,“ spottete Lena.

„Weil Du das wahrscheinlich thätest, traust Du's mir auch zu,“ gab Otti zurück. „Nun er wird uns beide wohl nicht in Versuchung führen, und um Elli's und ihres Ottomar willen müßten wir doch auch wünschen, daß er solche Gedanken nicht mehr hege. Sonst geht ja selbst der Antheil an seinen Millionen ihnen verloren.“

(Fortsetzung folgt.)

Wisby und seine Ruinen.

Schon in frühester Zeit spielte die Insel Gotthland im Handelsverkehr der Ostseeländer eine große Rolle. Inmitten der Ostsee gelegen, bildet sie einen Centralpunkt, der allen Schiffen, die die Ostsee kreuzten, willkommenen Gelegenheit bot, die Anker zu werfen und mit dem betriebamen Handelsvolk in Verkehr zu treten. Allmählich dehnten die Gotthländer ihre Verbindungen immer weiter aus, der Verkehr wurde lebhafter, bis endlich dies Seepolk im Norden Europas eine herrschende Stellung eroberte und sich zum alleinigen Herrn der Ostsee machte. Unter solchen Verhältnissen war es auch, als der Handel mit dem Osten angebahnt wurde, ein Handel, der Gotthland seine kommerzielle Bedeutung gab. Der wichtigste Handelsplatz im Osten war Nowgorod; dort wurden die Verhältnisse zu Rußland geregelt und dort hatte man auch eine Faktorei errichtet, die später der „Gothenhof“ genannt wurde. Dessen Besitzer war die ganze Bevölkerung Gotthlands, denn in den Urkunden des Mittelalters werden als Eigenthümer die drei Pröpste, die Richter und die ganze Einwohnererschaft von Gotthland genannt. In Gotthland begnügte man sich nicht bloß damit, die fremden Waaren feilzubieten, man führte sie auch nach fremden Ländern aus, und Kaiser Lothar hatte den gotthländischen Kaufleuten, die Deutschland besuchten, besondere Privilegien ausgestellt.

Gotthland wurde theils von Russen, theils von Schweden — damals gehörte die Insel noch nicht zu Schweden —, theils von Deutschen besucht, und diese letzteren waren es, die auf Wisby und dessen Handel den mächtigsten Einfluß ausüben sollten. Die Kaufleute der deutschen Seestädte, die mit dem Osten in Handelsbeziehungen traten, kamen frühzeitig nach Gotthland; sie ließen sich in Wisby nieder und fuhrn gleichfalls nach Rußland, wo sie in Nowgorod eine deutsche Faktorei anlegten. Ihre Kirche weihten sie dem Apostel Petrus, der eine Zeit lang der am meisten in Ehren gehaltene Schutzpatron der Städte war. Die Kirche der gotthländischen Faktorei war dem nordischen Heiligen Olof geweiht. In dem aus 24 Mitgliedern bestehenden Rathe Wisbys bestand nicht nur die Hälfte aus Deutschen, die Deutschen

hatten auch ihren eigenen Bürgermeister und ihren eigenen Bogt, die Stadt besaß somit, der gotländischen und der deutschen Einwohnerschaft entsprechend, eine Doppelverwaltung, und jede hatte auch ihr eigenes Siegel, bis Anfang des 14. Jahrhunderts beide Elemente in dem Maße mit einander verschmolzen waren, daß sie ein Siegel annahmen, das für ganz Wisby gemeinsam war.

Dieser deutschen Kaufleute, die ihren festen Wohnsitz in den verschiedenen deutschen Städten hatten und Gothland besuchten, hatten sich zur besseren Wahrnehmung ihrer gemeinsamen Interessen gleichfalls enger verbunden, wie sie auch ihr besonderes Siegel hatten, das dem der deutschen Bürgerschaft in Wisby nicht unähnlich war und in dem sie sich „die Deutschen, die Wisby besuchen“ nennen. Wie lebhaft der Verkehr der deutschen Städte mit Wisby gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß einige Städte in letzterem förmliche Gilden besaßen, an deren Spitze ein Altermann stand. Diesen Gilden konnten sich auch die Bürger kleinerer Städte, die unter den Wisbyfahrern nicht in der erwünschten Weise vertreten waren, anschließen, um die Vergünstigungen, die die Zugehörigkeit zu solchen Gilden bot, gleichfalls zu genießen. In diesen deutschen Gemeinschaften, die sich in Wisby befanden, ohne zur Stadtgemeinde zu gehören, war übrigens auch die ansässige deutsche Bürgerschaft Wisbys vertreten, denn es werden deren Altermänner in Verbindung mit denjenigen der deutschen Städte erwähnt.

Der Zusammenhalt dieser deutschen Wisbyfahrer, in den Urkunden auch „alle Kaufleute“ oder „gemeine Kaufleute“ genannt, ist der Vorläufer der mächtigen deutschen Hanse. Ohne einen eigentlichen Bund zu bilden, hatten diese Kaufleute bereits weitgehende Befugnisse, denn sie berieten Maßregeln, die im Interesse ihrer Handelsverbindungen wichtig waren, nicht nur für ihre Mitglieder, sondern auch für ihre Heimathstädte, und ihren Schwerpunkt hatten sie in ihren Vertretungen in Wisby.

So entwickelte sich Wisby immer mehr zu einem Centralpunkt, sein Ansehen und Reichthum nahmen zu, und in der Hanse, in die Wisby frühzeitig eintrat, war die Stadt eines der mächtigsten Mitglieder. Prächtigt muß Wisby in seiner größten Blüthezeit, die das 12., 13. und 14. Jahrhundert umfaßte, gewesen sein; innerhalb der Ringmauer, die die Stadt zur Landseite umgab — Wisby liegt unmittelbar am Meere —, standen 18 großartige Kirchen, die von verschiedenen Nationen, die in Wisby Niederlagen und Speicher besaßen, erbaut waren. Ferner gab es hier fünf Klöster und eine Reihe von Gildenhäusern. Die Einwohnerzahl betrug 12 000 außer den Handwerkslern und sonstigen Arbeitern, die außerhalb der Stadtmauer wohnten.

Daß mit der zunehmenden Machtstellung Wisbys auch das Selbstbewußtsein seiner Bürger stieg, ist erklärlich, und sie haben anscheinend sowohl mit den Bauern Gothlands wie mit den Königen Schwedens oft im Konflikt gelebt. Soweit sich mit Sicherheit überblicken läßt, bildete Gothland ursprünglich ein Land für sich, das keine Oberherrschaft anerkannte, und seine Bewohner wehrten sich tapfer gegen alle Versuche, das fruchtbare Land zu unterwerfen. Um's Jahr 1000 wandten sich die Gothländer an den schwedischen König Olof Skötkonung und begehrten dessen Schutzherrschaft, wogegen sie sich zur Zahlung einer Steuer bereit erklärten. Späterhin suchten die Wisbyer mit ihren Schutzherrn manchen Strauß aus. Unter der Regierung des Königs Magnus Ladulas ließen die Bürger Wisbys, 1287, die erwähnte Stadtmauer aufzuführen und auf die Waaren, die von den Bauern zur Stadt gebracht wurden, legten sie Zoll. Die Bauern griffen zu den Waffen, erlitten jedoch wiederholt Niederlagen. Vom König zur Rechenenschaft gezogen, mußten die Wisbyer als Buße ein tüchtiges Stück Geld zahlen, aber auch die Bauern gingen nicht ganz frei aus, ihnen wurde auferlegt, auf die Stadtmauer Thürme setzen zu lassen, und zwar mußte jeder Bezirk einen solchen Thurm bauen.

Die Herrlichkeit Wisbys erfuhr durch den dänischen König Waldemar Atterdag einen Schlag, von dem sich die Stadt nicht wieder erholen konnte. Als dieser zur Regierung kam, 1340, besaß er nicht weiter als den vierten Theil von Fütland, und doch sollten er und seine ebenso berühmte Tochter, die nachmalige Königin Margarethe, die dänische Macht zur höchsten Entwicklung bringen. Nachdem er Dänemark vereinigt, war er darauf bedacht, auch die Provinz Schonen, die bei seinem Regierungsantritt an die schwedische Krone gefallen war, wieder an sich zu reißen, was ihm auch während der Regierung des schwachen Söfungsers Magnus Smeck gelang. Letzterer, mit seinem Adel in beständigem Streite liegend, suchte Rath bei Waldemar Atterdag,

der ihm auch reichlich zu theil wurde. Diese Freundschaft kostete Schweden jedoch die Provinz Schonen, in deren Besitz sich Waldemar 1360 ohne Schwertschlag setzte.

Damit war Waldemars Appetit jedoch noch nicht gestillt; Gothland mit dem reichen Wisby schien ihm ein geeigneter Bissen. Schon ein Jahr später stand er mit einer großen Flotte in See und wandte sich unverwehrt gegen Wisby. Bei seiner Landung auf Gothland stellten sich ihm die Bauern entgegen, die er zweimal schlug, worauf er auf Wisby marschirte. Unter den Thoren Wisbys kam es zwischen dessen Bürgern und den Dänen zum Zusammenstoß, aber die Bürger Wisbys erlitten unter Verlust von 1800 Todten eine Niederlage. Waldemar verschmähte es, durch's Thor in die Stadt zu ziehen, vielmehr ließ er neben dem Thor die Mauer niederreißen. Unter den Schätzen Wisbys räumte er außerordentlich gründlich auf, wobei er das eben so einfache wie rationelle Verfahren einschlug, daß er auf dem Markt drei der größten Viertonnen, die er in Wisby aufstreifen konnte, aufstellen ließ und den Einwohnern aufgab, diese innerhalb drei Stunden mit ihren Kostbarkeiten zu füllen. Waldemar nahm überhaupt, wo er's bekommen konnte; Kirchen und Klöster mußten gleichfalls ihre Schätze hergeben. Die kostbarsten Stücke der Beute bildeten die beiden großen Eiselsteine, die auf der St. Nikolaskirche gefessen hatten und in der Nacht weithin leuchteten. Mit dem Waldemar'schen Schiffe, das bei den Karlsinseln sank, gingen aber die werthvollsten Schätze verloren und der König selbst entrannt nur mit genauer Noth dem Tode.

Durch die Eroberung Gothlands kam Waldemar in einen erbitterten Kampf mit den Hansestädten, deren Handelsmacht im Norden er mit der Eroberung Wisbys lähmen wollte. Die Hansestädte eröffneten sogleich die Feindseligkeiten gegen ihn, er war aber vorbereitet und behielt die Oberhand. Einige Jahre danach, nach der Abiegung des Königs Magnus Smeck, verbündeten sich jedoch die Hansestädte, Mecklenburg, die holsteinischen Grafen und Schweden gegen Waldemar. In Köln wurde 1367 eine Versammlung der Abgesandten von 77 Städten abgehalten und beschloffen, daß alle Hansestädte am Kriege theilnehmen sollten. Waldemar spottete zuerst über die 77 „Genie“, die er als 77 „Genie“ bezeichnete, und auf einem der Thürme des Schlosses Worthingborg ließ er eine vergoldete Hans anbringen; als sich aber seine Gegner ansammelten, ihm ernstlich zu Leibe zu gehen, flüchtete Waldemar nach Deutschland.

Gothland war aber späterhin jahrhundertlang der Zapfen zwischen Schweden und Dänemark, dem es 1570 im Vertrage von Stettin zugesprochen wurde, bis es 1645 durch den Frieden zu Brömsebro wiederum an Schweden kam. Die einstige Größe Wisbys war aber unwiderbringlich dahin, die Waldemar'sche Plünderung und die folgenden Kriege hatten es immer mehr heruntergebracht, bis die Auffindung des neuen Seeweges nach Ostindien ums Kap der Guten Hoffnung Wisby den Lebensfaden abschchnitt.

Nun ist Wisby eine Stadt von etwas über 7000 Einwohnern; seine herrlichen Ruinen sind die bereiten aber auch fast die einzigen Zeugen der verschwundenen Größe, denn alles, was einigermaßen sicheren Aufschluß über die Vergangenheit Wisbys geben könnte, ist gleichfalls verloren gegangen.

Wie erwähnt, besaß Wisby einst achtzehn große Kirchen. Heute sind von diesen nur noch die Domkirche, sowie mehr oder minder umfangreiche Ruinen folgender Kirchen vorhanden: St. Nikolaus, St. Katharina (Karin), St. Lars, St. Gertrud, St. Clemens, St. Olof, St. Drotten, St. Johannes, Heiliggeistkirche und St. Georg. Von der Stadtmauer ist noch ein großer Theil nebst den Thürmen erhalten. Die Mauer ist 32 Fuß hoch, die Thürme, deren die Mauer einst 48 enthielt, 60—70 Fuß hoch und mit Schießscharten versehen. Von dem alten Schlosse Wisborg sind nur noch unbedeutende Reste vorhanden; es wurde 1676 von den Dänen in die Luft gesprengt, und von den Ueberbleibseln ließ Karl XI. Kalk brennen. Auf dem östlich von der Stadt belegenen Platz steht zur Erinnerung an die im Jahre 1361 gefallenen 1800 Bürger Wisbys ein Steinkreuz, das Waldemar den hier Begrabenen setzen ließ; auf dem Galgenberge im Norden der Stadt ragen noch drei einzelne riesige Säulen in die Luft. In späteren Jahrhunderten waren die Ruinen Wisbys mehrfach in Gefahr, auf gewaltsame Weise entfernt zu werden, so 1783, als man sie auf dem Wege der Auktion, mit der Verpflichtung für den Käufer, sie niederzureißen, verkaufen wollte. Glücklicherweise fand sich damals ebenjenseitig ein Käufer wie später, als man wiederum einige Ruinen zum Abbruch verkaufen wollte. Seit 1836 wird eine kleine Summe zur Erhaltung der Ruinen angewiesen, und die Aufsicht selbst

liegt seit 1880 in den Händen der Akademie für Geschichte und Alterthümer in Stockholm. Durch die Fürsorge der Wisbyer Stadtvorordneten werden einige der Ruinen, Nikolai, Klemens, Heilige Geist, Lars und Katharina, während der Sommermonate zugänglich gehalten, einige andere sind stets zu besichtigen. Daß in Wisby noch heutigen Tages eine Menge Spuren auf das nicht in der Stadt so hart vertretene deutsche Element hinweisen, bedarf kaum der Erwähnung.

F. M.

Allerlei.

Europas Schwiegermutter. Die große Verflämung fürstlicher Personen, die vor Kurzem im Schlosse Bernstorff stattfand, hat wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf die dänische Königsfamilie und ihre zahlreichen, über ganz Europa ausgebreiteten Verzweigungen hingelenkt. Es giebt ja wohl keine fürstliche Familie, die sich so glänzender Verbindungen erfreuen kann wie die dänische. Die Seele des großen fürstlichen Kreises war und ist noch immer die Königin Louise, die „Schwiegermutter Europas“, wie man sie scherzend genannt hat. Sie ist eine Frau von hoher Intelligenz, und die Autorität, die sie ausübt, ist unbestritten. Sie war es, die mit feinem diplomatischen Takt und außerordentlicher Tüchtigkeit die delikaten Verhandlungen leitete, die zur Verlobung ihrer zwei ältesten Töchter mit den Thronfolgerin Englands und Auklands führten. Sie war früher wegen ihrer Schönheit berühmt und ist noch jetzt trotz ihrer 79 Jahre eine stattliche Dame. Ihr Blick übt noch die alte bezaubernde Wirkung auf ihre Umgebung aus, und die seltene Gabe, die sie in so hohem Grade besitzt, sich bei Allen, die mit ihr in Berührung kommen, beliebt zu machen, ist noch in ihrem hohen Alter ihre größte Macht. Der verstorbene Kaiser Alexander III. hatte für seine Schwiegermutter eine ganz besondere Verehrung und liebte sie zärtlich, er traf nie eine Entscheidung, ohne sich erst mit der Königin Louise beraten zu haben, und das sonst so schwierige Problem: Schwiegermutter und Schwiegerjohn zu versöhnen, war hier in idealer Weise gelöst. Alle Enkel der Königin, die russischen, englischen, österreichischen, griechischen und die dänischen Prinzen und Prinzessinnen sind von der innigsten Liebe und der aufrichtigsten Hingebung zu ihrer „Großmutter Louise“ durchdrungen, ihr Salon ist jeden Nachmittags, ob man sich in Bernstorff, in Fredensborg oder im Schlosse Amalienborg in Kopenhagen befindet, der Sammelplatz der ganzen Familie, bei ihr werden die Begebenheiten des Tages verhandelt, und kein Beschluß wird gefaßt, ohne daß man erst die Meinung der Königin eingeholt hat. Die Königin war früher eine vorzügliche Pianistin und liebte noch immer die Musik über Alles, alle hervorragenden Künstler, die nach Kopenhagen kommen, werden immer von der Königin eingeladen, und ihre künstlerische Auffassung, ihr Geschmack und Verständnis sind so fein, daß sie oft den größten Künstler in Erstaunen setzt. Dazu kommt noch ihre persönliche Liebenswürdigkeit, der sich Niemand zu entziehen vermag. Wer mit der Königin in nähere Berührung kommt, wird von ihrem bestrickenden Wesen eingenommen, und sie wäre ja keine Frau, wenn sie nicht diese Macht in ihrem Interesse, um ihre Ziele zu erreichen, benutzte. Früher war übrigens der am höchsten verehrte Schwiegerjohn der Königin Kaiser Alexander III., wenn er jeden Sommer Fredensborg besuchte, der Mittelpunkt des großen Kreises. „Onkel Alexander“ wurde von allen seinen Nefen und Nichten vergöttert, wenn eine Spazierfahrt oder ein Ausflug unternommen wurde, ergriff der Zar immer die Initiative und leitete persönlich die Vorbereitungen. Besonders die kleineren Kinder der Familie liebten ihren russischen Onkel, der immer mit ihnen spielte und sie durch seine Niesenkräfte in Erstaunen setzte. In Hofkreisen erzählt man, daß ein Diplomat, der sich eines Tages in Fredensborg einfand, um Audienz beim Zaren zu erhalten, vor Erstaunen fast in Ohnmacht fiel, als er unermuthet in ein Zimmer eintrat und den mächtigen russischen Selbstherrscher auf dem Fußboden liegen sah, während die Kinder über ihn wegwirbelten! Auf seinen Hofbesuchen, bei welchen er immer von den jüngeren Mitgliedern der Königsfamilie begleitet war, ging er in den ersten besten Laden hinein, um Obst oder Kuchen zu kaufen, er unterhielt sich mit den Arbeitern und Bauern und war der Liebling der Bevölkerung Fredensborgs, wo man ihn früh und spät lustwandeln sah. In dieser Beziehung wich der Kaiser in seinen Gewohnheiten von denen der Schwiegermutter wesentlich ab; Königin Louise liebte ein inniges Familienleben, hielt aber dabei doch stets auf Etiquette und wählte diese namentlich, wenn sie mit breiteren Volkskreisen in Berührung kam.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Das demnächst erscheinende Oktoberheft der „**Deutschen Revue**“, herausgegeben von Richard Fleischer (Stuttgart, Deutsche

Berantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Z hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Verlags-Anstalt) wird wieder einen ganz besonders reichhaltigen und fesselnden Inhalt haben. H. v. Pöschinger veröffentlicht darin Auszüge aus dem politischen Tagebuche des Grafen Fred Franckenberg, dessen vor Kurzem ausgegebene Kriegstagebücher so großes Aufsehen erregt haben. Das Heft bringt ferner Erinnerungen des Vizeadmirals Batsch an General von Stosch mit einer Reihe ungedruckter Briefe des letzteren, einen Artikel des berühmten Hofschauspielers Josef Lewinsky über Tolstoj und das russische Theater, einen Besuch bei Adeline Batti in ihrem Schlosse Craig-nos“, eine Skizze von Frau Marie von Ebner-Eschenbach, einen Aufsatz des Admirals Werner über Laifune (anlässlich des Untergangs des Kanonenboots „Itis“), eine längere, außerordentlich interessante Abhandlung des Pariser Professors Fud-Brentano über Gifte und schwarze Kunst am Hofe Ludwigs XIV. nach bisher nicht benützten Altenstücken aus dem Archiv der Bastille, einen bisher ungedruckten Brief des verstorbenen Afrikaforschers Gerhard Mohls über Kolonialpolitik u. a. m. — Wir können unsern Lesern die vortrefflich geleitete „**Deutsche Revue**“ nur wiederholt zum Abonnement empfehlen.

— Die mit Spannung erwartete Preisergählung des Labrer **Sinkenden Voten** ist in dem eben ausgegebenen Jahrgang 1897 dieses weitverbreiteten Kalenders erschienen. Unter mehr als 300 Erzählungen wurde „**Der Gamschniger**“ von Irma v. Troll-Borothani als beste Volkserzählung mit tausend Mark preisgekrönt. Näheres über die Preisergählung mit ihren schönen Natur Schilderungen und ihrem volkstümlichen Inhalt mitzutheilen, wollen wir an dieser Stelle unterlassen; man lese und urtheile selbst. Der Kalender enthält auch einmal wieder eine seiner so sehr beliebten populär-wissenschaftlichen Strandreden und zwar diesmal „über die Nährstoffe“. Der weitere Inhalt setzt sich zusammen aus Erzählungen, wovunter eine treffliche kurze Schwarzwalddgeschichte von Germinie Willinger: „Ein Freudfeuer“, sowie dem bekannten Kapitel „Weltbegebenheiten“. Die erweiterte Ausgabe, sowie der Große Volkskalender, der vornehmten literarischen Ansprüchen genügt, bringen eine ganze Anzahl besserer ernster und humoristischen Erzählungen. Wir zweifeln nicht, daß alte und neue Leser des Sinkenden auch an dem vorliegenden Jahrgang ihre Freude haben werden.

— Das III. Quartal der im Verlage von Carl Grüninger in Stuttgart erscheinenden „**Neuen Musik-Zeitung**“ bringt mehrere musikädagogische und musikgeschichtliche Aufsätze, darunter Erinnerungen an Clara Schumann und Tschakowsky und einen längeren Essay über verthoolte Klavieretüden von Dr. Haase und eine Abhandlung über moderne deutsche Lieder im Haus und im Konzertsaal von W. Maufe, Briefe über das Musikleben der Gegenwart aus mehreren Großstädten Europas, Berichte über Musikfeste und Instrumente in Genuerbeausstellungen, ausführliche Besprechungen von Büchern ton künstlerischen Inhalts und von neueren Musikalien, Bildniß und Biographien von Julius Stockhausen, Kommerzienrath Carl Grüninger, Christian Fink, Hermann Ritter, Regina de Sales, Mikada Geyewka, Marie Berg, Laura Helbling, sowie zwei schon ausgeführte große Gruppenbilder von englischen Gesangskräften und ungarischen Opernkomponisten, ferner Novellen und Humoresken von Peter Rosgaard, D. Saul, C. Haaz und C. Eszell, schließlich 16 Seiten Musikbeilagen, bestehend aus vier Klavierstücken von Cyril Kiffler und Carl Kämmerer, einem Duo für Klavier und Violine von Rob. Josef und Lieben von Paul Hölle, D. Thomas und Aug. Reiser. Der vierteljährliche Abonnementspreis beträgt nur 1 Mark. Die Verlagshandlung von Carl Grüninger in Stuttgart verdenkt auf Verlangen an Jedermann **Gratis**-Probenummern, der sie des Abonnements wegen einsehen will.)

— In der **Philipp Reclam'schen Universal-Bibliothek** gelangten soeben folgende Bände zur Ausgabe: Nr. 3571—3575. Bürgerliches Gesetzbuch für das deutsche Reich nebst dem Einführungsgezet zum Bürgerlichen Gesetzbuche vom 18. August 1896. Tertausgabe mit Einleitung und Sachregister. Herausgegeben von Karl Banier. Nr. 3576. Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Literatur. I. Bd.: Lessings Minna von Barnhelm. Erläutert von Dr. Albert Zipper. Nr. 2577. Alexander Brodn, Schneewittchen. Fisi Benob. Zwei Novellen. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Mar. Hofbauer. Nr. 3578. Viktorien Sardou, Theodora. Drama in fünf Aufzügen und acht Bildern. Deutsch von Hermann Köhner. Bühneneinrichtung. Nr. 3579. Euripides, Ion. Tragödie. Uebersetzt von Konrad Bernick. Nr. 3580. G. Bandlow Stratenegels. Humoristische Geschichten. Erster Band. Fris Reuter hat viele Nachtreter gefunden, von denen jedoch keiner ihm mitlich nahe gekommen ist. Bandlow, der hier zum ersten Male mit plattdeutschen Humoresken vor das Publikum tritt, ist ein ursprüngliches Talent, das seine eigenen Wege geht. Als feiner Beobachter findet er überall das Lächerliche heraus und besigt dabei die Gabe, amüsant zu erzählen.

2)
Athens
ganz
entschl
scheim
Famil
kräftig
Linien
nenn
blickt,
sagte:
Gauße
aufgen
liaison
muthge
ist.
jo zu
Stimm
wollte
kennen
sie zur
ihren
merfte
hjelteste
die G
trat.
nicht
Erschei
nennen
eine
Solche
geschaf
sie un
G
sproche
staunen
in ihre
feijor
famili
Da ich
einen
Geld a
sie den
lebhaf
Manch
Stirn